

früher geschrieben hatte. Es scheint also, daß die von Mrs. Verrall erhaltene Mitteilung zwei Tage Zeit brauchte, ehe sie „durchkam“.

2. K. K. „Savonarola“ (Proc. XXIV p. 211 f.).

Am 6. Oktober 1906 schrieb Miß Verrall (vom Hause ihrer Mutter abwesend): „Die Stimme eines Rufers . . . Behalten Sie das Wort und das Datum im Gedächtnis. Karthäusermönche, je zwei und zwei . . . die langen schwarzen Kutten und die Kerzen und die (heiligen) Bilder . . . die strahlende Sonne und die gaffende Menge . . . sie wird sich erinnern, pauroide to bakchoi“ (Teil eines griechischen Zitats: „ . . . aber wenige sind Eingeweihte“). Am 10. Oktober schrieb Mrs. Verrall, bevor sie die Schrift ihrer Tochter gesehen hatte: „Sehen Sie Savonarola ganz in Schwarz gehüllt . . . zu je dreien kamen sie herein, bis der Platz erfüllt war. Nur in den Gedanken der Freien . . .“ Am 8. Oktober, also zeitlich gerade zwischen den Schriften von Mutter und Tochter Verrall, schrieb Mrs. Holland: „Fragen Sie seine Tochter nach dem Traum (offenbar Miß Verrall; auch sonst erwähnt Mrs. Holland Dr. Verrall, den Gatten von Mrs. Verrall) . . . graue Mönche einer längst vergangenen Zeit.“ Am 11. Oktober zeigten Mutter und Tochter Verrall einander die automatischen Äußerungen und Mrs. Verrall vermutete, beide Schriften hätten Bezug auf den „einigen Rufers“ Savonarola und auf die von ihm angeführte Prozeßion in Florenz am Weihnachtstage des Jahres 1497. Die „schwarzen Kutten“ sind nicht das Ordenskleid der Karthäuser (diese tragen weiße Kutten), hingegen waren auch andere Mönchsorden an der Prozeßion beteiligt, so die Augustiner und Serviten in Schwarz und die Franziskaner in Grau (siehe Mrs. Hollands Schrift). Eine Beschreibung dieser Prozeßion findet sich auch in dem Roman „Romola“ von George Eliot und es wäre möglich, daß alle drei Schriften gerade auf ihn anspielen, indem jede andere Einzelheiten dieser Schilderung anführt. Insofern hätte diese K. K. komplementären Charakter.

3. K. K. „Thanatos“ (Proc. XXII p. 295 f.).

Das berühmte amerikanische Medium Mrs. Piper sprach am 17. April 1907, damals in London weilend, in der Phase des Erwachens aus dem Trancezustand nachstehende Worte, die anscheinend an eine „Kontrolle“ (jenseitiger Tranceleiter, der den Verkehr mit den „Kommunikatoren“ vermittelt, das heißt, jenen Verstorbenen, die etwas bekanntzugeben wünschen) oder an einen „Kommunikator“ gerichtet waren: „Sprechen Sie sehr langsam. Hallo, ich freue mich, Sie zu sehen. Was ist es? . . . Ich weiß nicht. Thanatos. Sehen Sie — E I (verbessert sich) T a n a t o s. Ich sage es (schon), danke Ihnen (für die Belehrung) Mr. . . . Gewiß . . . Rektor (eine ihrer Kontrollen), Myers, wovon reden Sie?“ Thanatos ist das griechische Wort für Tod, das, englisch ausgesprochen, mit dem Anfangsbuchstaben an ein „S“ anklängen mag. Am 23. April äußerte Mrs. Piper, gleichfalls nahe dem Erwachen, folgendes: „Das ist Mr. Goddson (ein verstorbener Mitglied der S. P. R.) . . . Ja, ich will es weitergeben . . . addio. Davis (der damals noch lebende amerikanische Spiritist?) . . . ganz in Ordnung. Darf ich . . . oh, Mr. Myers. Darf . . . ich komme wieder . . . addio Buch . . . Thanatos. Es wird dunkel (das heißt, der Wachzustand naht). Ich mag es nicht. Ist will nicht hierher kommen.“ Auch am 30. April und 7. Mai sprach Mrs. Piper im Verlauf ihrer Trancereden das Wort „Thanatos“ aus. Am 16. April (einen Tag vor dem ersten Auftreten des Wortes „Thanatos“ bei Mrs. Piper) schrieb Mrs. Holland in Kalkutta unter anderen: „Maurice . . . Morris . . . Mors (auf Lateinisch der Tod). Und damit fiel der Schatten des Todes auf ihn und seine Seele entfloß aus seinen Gliedern. Die angenehmste Empfindung, deren ich mir zuerst (nach dem Tode) bewußt wurde, war, daß ich nicht mehr taub war“ (nach einer Vermutung von Mattiesen spricht hier der bei Lebzeiten schwerhörige Professor Henry Sidgwick, der oft als „Kommunikator“ bei Mrs. Holland auftrat). Als dritte im Bunde erscheint hier wiederum Mrs. Verrall, die am 29. April folgende an literarischen Anspielungen reiche Schrift zu Papier brachte: „Wärme beide Hände am Feuer des Lebens. Es verflucht und ich bin bereit zu gehen (Zitat aus Walter Savage Landor) . . . (Lateinisch:) Gebt Lilien mit vollen Händen (Zitat aus dem sechsten Buch von Vergils Aeneis, das sich auf einen Toten, Marcellus, bezieht) . . . Daich (vermutete Vorstellungsstücke: Marcellus im „Hamlet“, die sterbende Ophelia, die sich mit d a i s i o s — Maßliebchen — schmückt, die zu der Zeit auch „Totenfingerring“ genannt wurden). Komm hinweg, komm hinweg (erg. Tod; ein bekanntes Shakespeare-Zitat). (Lateinisch:) Der bleiche Tod . . . mit gleichem Fuß die Hütten der Armen und die Türme der Reichen. Fügen Sie ein: p u l s a t (schlägt — Zitat aus Horaz). Ein andermal will helfen. Leben Sie wohl. Aber Sie haben das Wort überall deutlich geschrieben in ihrer eigenen Schrift. Blicken Sie zurück.“ In dieser Kreuzkorrespondenz ist das Stichwort „Tod“ auf verschiedene Weise angedeutet; eine Annäherung an den komplementären Charakter ist hier fraglos vorhanden. Mrs. Piper, die nicht Griechisch kann, empfängt viermal das griechische Thanatos, die des Lateinischen unkundige Mrs. Holland einmal das lateinische Mors (beide nach anfänglichen Hörfehlern). Die hochgebildete Mrs. Verrall umschreibt die Vorstellung „Tod“ durch Zitate, gebraucht zwar das lateinische mors in der Horaz-Stelle, läßt aber dafür in der bekannten Shakespeare'schen Gedichtzeile das Wort death (Tod) aus, als wollte sie es gerade dadurch hervorheben. Zum Schluß möchte ich den Leser noch mit einem etwas verwickelteren Beispiel einer Kreuzkorrespondenz bekanntmachen, das ich in möglichster Kürze und Uebersichtlichkeit mich bemühen werde wiederzugeben, selbst auf die Gefahr hin, daß das eigentliche Wesen dieser Vorgänge dadurch verkannt wird. Es handelt sich um die unter dem ansprechbaren Namen „Alexanders Grab“ veröffentlichte Kreuzkorrespondenz.

(Ein Schlußartikel folgt.)

**Köln und "4711"**

*Zwei Namen — eng verbunden durch Tradition, Geschichte und Entwicklung. Wer an "4711" denkt, denkt an Köln. Wer von Köln spricht, erschaut im Geiste das zauberhafte Reich der "4711".*

*"4711" Kölnisch Wasser — "4711" Parfümerien. Wie die eherne Stimme der Glocken von Köln, so erklingen diese Worte machtvoll über alle Lande, in denen Schönheit und Anmut herrschen.*

*4711*  
Durch Qualität — die Weltmarke

**No. 4711 Kölnisch Wasser**

Der Literat.

Von Hermann Bahr.

Wer ist ein Dichter, wer bloß ein Literat? Schon daß wir unwillkürlich bei der Stellung der Frage gleich das Wort „bloß“ einschalten, beweist, daß wir für unser Gefühl dem Dichter einen höheren Rang anweisen. Doch die Grenzen zwischen beiden verwischen sich leicht: Wenn uns eine Dichtung mißfällt, wird ihr Dichter für uns ein Literat, aber wenn ein Literat eine Dichtung nach Gebühr zu schätzen weiß und ihr zur allgemeinen Anerkennung verhilft, wächst er dadurch allein schon für die Freunde selber zum Dichter empor, mit Rücksicht der Taten, und bloß eine leise Ranküne, die der in den Adelsstand erhobene Literat nicht immer ganz zu verheimlichen weiß, verrät seine plebejische Herkunft. Levin Schücking ist ein Schulbeispiel dafür. Reinhold Konrad Muschler bringt uns jetzt den Briefwechsel der Annette v. Droste-Hülshoff mit Levin Schücking und dann überdies auch den Schückings mit Luise v. Gall, seiner Frau (beide im Verlag von Fr. Wilhelm Grunow in Leipzig erschienen). Hier spielt freilich in unser Problem auch noch ein anderes hinein, ebenso kühnlich: ein weiblicher Mann wird von männlichen Frauen geliebt. Das gibt selten einen guten Klara, der Rollentausch fällt schwer. Annette v. Droste-Hülshoff, die größte deutsche Dichterin, auf der Meersburg am Bodensee hausend, mit ungefühen Einfällen, ja man möchte fast sagen: Ueberfällen des Genius gegnet, wurde durch „Die Judenbuche“ rasch berühmt, deren Bedeutung für den Gang der Zeit Josef Nadler ins Herz trifft, wenn er sagt: „Mit dieser Erzählung griff Annette den Ball von Kleist her auf und spielte ihn Hebbel zu. Denn sie erzählte dramatisch gedungen, ohne Beiwerk, aber mit kräftiger Gesprächsführung, sachlich, gegenständlich und episch unbeteiligt, mit einer Bildhaftigkeit des Auges, die unerhört war, und sie nahm die letzte Ranke vom Boden auf, aus dem sie gewachsen war.“

Auch ihren Amanuensis Levin Schücking rückt Nadler an die gebührende Stelle. Schücking wächst in einer großen Tradition auf: seine Mutter gehört dem Kreise der Fürstin Gallizin an, der Diotima des Femsterhuis. Auch davon hat Schücking genascht und so fehlt es ihm an Gefühl für die große Form keineswegs, aber es fehlt ihm durchaus die Kraft dazu. Der Generation, in der er aufwuchs, wird er untreu, sobald er merkt, daß der Erfolg auf anderen Wegen winkt: da wechselt er. Die Droste dichtet aus sich für sich, einfach weil sie muß; sie kann nicht anders. Schücking muß niemals, er kann alles und er will immer das, was Wirkung verspricht. Der Herausgeber des Briefwechsels hat freilich eine Vorliebe für Schücking, er mißtraut eher der Droste: „Es geht nicht an, der Droste den Heiligenschein auf Kosten Levin Schückings zu konstruieren, dem

damit mehr oder minder das Prädikat der Scheinheiligkeit verliehen wird.“

Die Droste fühlt sich ja schon durch den Altersunterschied zwischen ihr und dem Freunde von jeder erotischen Anwendung gesichert. Sie schreibt einmal an ihn: „Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen; ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich sorgen kann wie ein Weib; an dem ich eine geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenaarm wäre wie meine Köchin; es wär' doch dasselbe, ich will jemand haben, der mein ist, und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang, zu hegen und zu pflegen, zu beschützen und zu leiten, in mir ist und überprudelt! . . . Aber, wenn Sie Kamele deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Löwin und würde mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitlem Beck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres, ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat.“

Diese Worte, deren Gewicht dadurch nicht entkräftet wird, daß sie in einem Roman der Droste stehen, sichern ihr Verhältnis zu dem an ihrer Arbeit teilnehmenden Gehilfen vor jedem Verdachte. Sein Rat war ihr gerade darum willkommen, eben weil seine Person ihr ungefährlich war. Er empfand das selbst, man hört seinen Briefen an die Droste zuweilen seine Besorgnisse, ja fast eine leise Kränkung an.

In den Briefen an Luise v. Gall aber bewegt er sich ganz frei, hier künstelt er nicht, er geht nicht auf Stelzen und jedes seiner Worte verkündigt uns, daß er zum Journalisten geboren ist. Nun wird er auch erjt produktiv, denn der Literat hat ja vor dem Dichter voraus, daß seine Begabung stets auf Kommando bereit steht, den Dichter aber quälen Pauzen, er meint immer wieder zu versiegen. Seit Schücking sich eingestehet, daß er kein Dichter ist, fühlt er sich so stark, daß er gelegentlich sogar „poetisch“ wird; es gehört zum Metier des Literaten, sich zuweilen so täuschend den Anschein des Dichters zu geben, daß er auch Kenner betrügt. „Ich bin schon reizbar genug“, sagt Novalis einmal: der Dichter fürchtet Reize, der Literat aber sucht sie, sie sollen ihm verbergen helfen, daß ihm jeder eigene Gehalt fehlt. Aber Novalis irrt, wenn er meint: „ . . . der Mensch hat seine eigene Sprache“; das trifft nur auf den Dichter zu, der Literat aber sammelt Proben von jedermanns Sprachen. Dagegen hat Novalis recht, wenn er sagt: „Jedes Wort ist ein Wort der Beschränkung. Welcher Geist ruft, ein solcher erscheint.“ Das gilt auch für den Literaten: er ruft nichts hinein und darf darum nicht staunen, wenn nichts erscheint. Gerade darin wurzelt ja seine Beliebtheit, er stört niemals, der Dichter aber ist geboren, alles zu stören, er geht sich nicht wundern, wenn ihm jedermann in großem Bogen aus dem Wege geht.